

**Kgl. Bayer. Akademie
der Wissenschaften**

Sitzungsberichte

der

**philosophisch-philologischen und
historischen Classe**

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

zu München.

Jahrgang 1883.

München.

Akademische Buchdruckerei von F. Straub.

1884.

~
In Commission bei G. Franz.

11
17130-1883, 16

Historische Classe.

Sitzung vom 1. Dezember 1883.

Herr v. Löher hielt einen Vortrag:

„Ueber Alter, Herkunft und Verwandtschaft der Germanen“.

Ganz im Vordergrund der europäischen Geschichte erhebt sich die Frage: woher stammen die Völker, die man Indogermanen oder Arier nennt? Sind sie auf europäischem Boden entstanden, oder wohnten sie früher in einem andern Welttheil? Einmal in Fluss gerathen wird diese Frage stets auf's Neue erörtert, schon deshalb, weil, um sie vollständig zu erschöpfen, es vielerlei Gesichtspunkte giebt, wie sie zunächst die Natur der Länder und Völker und ihrer Thier- und Pflanzenwelt, sodann die Sprachenvergleichung, endlich geschichtliche Nachrichten und Sagen darbieten. Da braucht wohl Niemand zurück zu stehen, der auch nur ein paar leichte Körnchen in die Wagschale des Für oder Wider hofft einwerfen zu können.

Für die richtige Erkenntniss aber der Kulturgrundlagen in Deutschland kann die germanische Herkunftsfrage von wesentlicher Bedeutung werden. Von dorthier fällt vielleicht etwas Dämmerlicht wie auf Religion, Recht und Sitte, so insbesondere auf die auffälligen Gegensätze im Volkscharakter der Deutschen, auf ihre nachbarreiche Lage, auf ihr politisches und geistiges Verhalten zu den andern Völkern.

1106302 IV 0074 58844

Suchen wir uns also zunächst zu vergewissern, wie weit etwa Spuren und Andeutungen zurückgehen, die uns zeigen oder doch uns ahnen lassen, wie lange vor jetziger Zeitrechnung die Anwesenheit der Germanen auf deutschem Gebiete mag gedauert haben. Dieser erste Theil der Untersuchung bereitet den Boden vor für den zweiten Theil, der sich mit Prüfung der Beweise für und gegen eine Herwanderung aus der Ferne beschäftigt. Da diese Erörterung von der zweifellosen Thatsache ausgeht, dass sämmtliche Indogermanen einst ein gemeinsames Volk bildeten, so bleibt drittens noch zu versuchen, uns eine klare Vorstellung darüber zu machen, wie es zugeing, dass aus dem gleichartigen Urstamm sich verschiedene Völker abzweigten. Es ergiebt sich dabei, mit welchen unter diesen die Germanen am längsten Gemeinsamkeit pflegten.

I.

Waren nun unsere Vorfahren im Beginn der christlichen Zeit noch schweifende Hirten und ruhlose Jäger, oder verliehen Ackerbau und dauernder Wohnsitz ihrem Dasein bereits festen Stand und Fortschritt? In neuerer Zeit ist — wie es scheint, in Folge des Widerspruchs zwischen Cäsar's und Tacitus' Berichten, — die Ansicht aufgetreten, und zwar beredt von Arnold in seinem schönen Buche über die deutsche Urzeit vertheidigt: zu Cäsar's Zeiten seien die Germanen noch auf der Wanderung gewesen, eine Art feldbauender Nomaden, die vorübergehend von Ort zu Ort Aecker bestellt hätten. Das habe so lange gedauert, bis sie abgeprallt am Widerstand, welchen das Römerreich jedem weiteren Vordringen entgegenstellte. Da sei die unstäte Lebensweise in's Stocken gerathen, und der Germane habe aus Noth sich eben dürftig auf festem Wohnplatz angesiedelt. Dann aber sei alsbald in Folge eines Naturgesetzes eine so rasche Volksvermehrung eingetreten, dass sie zur Auswanderung getrieben

habe, und so wäre die Völkerwanderung allmählig in Zug gekommen.

Wo sind aber, — so fragen wir zunächst, — Nachrichten, dass die Germanen überhaupt jemals ein Wandervolk gewesen? Dass sie Pytheas an der Ostsee und etwa dreihundert Jahre später Cäsar auch am Rheine antraf, ist doch kein Beweis, dass sie nicht schon längst hier und dort ansässig, sondern in der Zwischenzeit immer umhergezogen seien. Sie müssten ja, wenn Letzteres richtig wäre, entweder im Kreise umhergewandert sein, so dass Stamm für Stamm immer wieder in die verlassenen Sitze des Vorgängers eingerückt wäre. Oder sie müssten, kommend vom Nordosten, beständig keltische Völkerschaften vor sich hergetrieben haben. Solch' eine unaufhörlich drängende Bewegung wäre sicher in Gallien und Italien schwer empfunden und von Schriftstellern oft erwähnt worden. Oder endlich, Deutschland müsste so gut wie menschenleer gewesen sein, und nur von der Ostsee her aus dort vorhandener, unerschöpflicher und geheimnissvoller Germanenfülle hätte sich Völkerschaft auf Völkerschaft nach dem Südwesten vorgeschoben, unterwegs einige Jahrzehnte gerastet, und dann vor den Nachdrängenden wieder sich weiter verbreitet. Das Eine ist so unglaublich wie das Andere.

Deutschland war schon damals, als Cäsar sich ein wenig an der Grenze umsah, ein wohlbevölkertes Land; denn es wurde trotz der Jahrhunderte langen mörderischen Kämpfe mit den Römern, trotz der unaufhörlichen Auswanderung zur selben Zeit nicht an Menschen erschöpft. Wie aber hätten die zahllosen Tausende Raum gefunden, sich zu nähren, wenn hauptsächlich Jagdbeute ihre Küche füllen musste! Die drei Millionen nordamerikanischer Wilden brauchten ein ungeheures Landgebiet. - Seitdem aber die Weissen sich dort angesiedelt haben, ist noch auf keinem Punkte, trotzdem die jungen Leute sich in Amerika so rasch zur Ehe ent-

schliessen, wie bei uns zum Spaziergang, trotzdem die Blockhütten von Kindern wimmeln, auch nicht entfernt etwas wie Uebervölkerung eingetreten.

Doch wie? Ist es denn wirklich wahr, dass Völker, die sich einmal lange Jahrhunderte hindurch in Jagd und Viehzucht eingewöhnten, allnählig zu Ackerbau und festen Sitzen übergehen? Das zu glauben ist zwar so hergebracht, allein, was wir an Indianern und Kirgisen täglich wahrnehmen, bestätigt jene Annahme durchaus nicht. Ihre Stämme zersetzen sich, wo ihnen die Kultur auf den Leib rückt, die Trümmer ziehen hierhin und dorthin, jedoch sie verkümmern eher und sterben aus, als dass sie sesshafte verständige Feldbauern würden. Man kann die Holztaube an die Wohnung des Menschen und das wilde Ross an den Sattel gewöhnen, nimmer aber Geier an den Hühnerstall oder Gamsen und Antilopen an die Schafweide.

Das angebliche Naturgesetz, welchem gemäss ein nomadisches Volk, wenn es sesshaft werde, regelmässig nach ein paar Generationen an Uebervölkerung leide, hat sich daher noch nirgends in der Geschichte bewährt. Wohl aber lässt sich bei den Grossrussen ersehen, wie ausserordentlich wenig Feld und Fleiss nöthig, um volkreiche Dörfer zu ernähren. Es wird auch das Germanenland von allen, die im Alterthum oder zur Karolingerzeit darüber schrieben, als von weiter dichter Waldung bedeckt geschildert, das Roden und Urbarmachen dauerte fort bis tief in's Mittelalter, und noch in unserer Zeit haben sich, natürlich jetzt durchforstet und gelichtet, Reste des alten Urwalds erhalten. Sicherlich hat es den Germanen niemals so sehr an wildem Land und Wald gefehlt, um nicht für ihren jungen Nachwuchs, auch wenn er noch so zahlreich, neue Aecker und Höfe gewinnen zu können.

Man darf also wohl die Meinung, die Germanen seien erst einige Jahrhunderte vor Christus vom Wanderleben zur

Sesshaftigkeit übergegangen, fallen lassen, weil ihr kein geschichtlicher Beweis zur Seite steht und sie mit andern Erfahrungen sich nicht vereinigen lässt. Es widerspricht ihr auch die Gewohnheit regelmässiger Gerichts-, Berathungs- und Festversammlungen, — es widersprechen ferner die seit undenklicher Zeit hergebrachten niemals wechselnden Stätten, an denen man sich versammelte, — es widersprechen endlich die Berichte darüber, dass es den Germanen, wo sie an den Grenzen anklopften, vor Allem zu thun war um fruchtbare Ländereien. Auch hören wir schon in den ältesten Berichten von Ortschaften der Germanen. Tacitus weiss sogar, dass man noch ein paar hundert Jahre später, als die Cimbern aus ihrer Heimath fortgezogen, die Stellen erkannt habe, wo ihre Ortschaften gestanden. Wandervölker aber pflegen überhaupt keine dauernden Wohnungen zu bauen.

Dagegen deutet eine Reihe von Thatsachen darauf hin, dass die Anwesenheit der Germanen auf deutschem Boden in weite dunkle Zeiträume zurückreichte, viel weiter, als man gewöhnlich glaubt.

Ueberdenkend, wie langsam die Germanen vom Heidenthum zum Christenthum übergingen, sagt Lindenschmit, der kundigste Pfadfinder auf diesem Gebiete: „Wie die Veränderung jener alten Zustände mit der Bewältigung des Heidenthums sich nur in einer so langsam durchdringenden Umbildung vollziehen konnte, dass die Wurzeln des alten Götterglaubens heute noch erkennbare Ausschläge zeigen, so verbürgt diese Lebensdauer unsers ganzen Volkswesens auch ein eben so langes Keimen und Sprossen, einen Anwuchs aus einer unermessbaren Vorzeit her. Sie deutet auf den Hintergrund einer Vorgeschichte von grossartigster zeitlicher Ausdehnung, und eine lang dauernde Erhebung von der niedersten Stufe primitiver Zustände“.

In der That, jeder Einblick in Natur und Geschichte unsers Volkes lehrt, wie all' seine Sitten und Einrichtungen

kernig und eichenfest, deshalb auch sehr langsam gewachsen. Diese unverkennbare Eigenart nöthigt unabweislich zur Annahme, dass eine weite Kluft zwischen den Anfängen der Germanen und jener Kultur liegt, die Tacitus seinen Zeitgenossen schilderte. Wer selbst unter unstäten Jäger- und Hirtenvölkern verkehrt hat, weiss die Grösse des Abstandes zu ermessen.

Erwägen wir einen anderen Charakterzug. Wandervölker wie Araber Turanier und Mongolen zeichnen im Verkehr mit anderen Völkern sich aus durch Schlaueit wie durch Selbstsucht. Beständig wissen sie ihre Kräfte zusammen zu halten und die Unterworfenen so zu behandeln, dass sie ihnen dienen und nützen müssen. Die Magyaren und Türken leisten darin etwas noch heutzutage. Den Germanen dagegen fehlte es nur zu häufig an politischem Verstande. Unbesieglich blieb ihr Hang, die eigene Stärke zu zersplittern und durch Kämpfe unter einander zu lähmen, fremden Einflüssen aber bei sich Raum zu geben. Dagegen wurzelte tief in der Seele Heimathsgefühl, Eigensinn, Ausdauer und Festhalten an der Väter Sitte, und jener hohe Grad von Selbstbewusstsein, mit welchem die Germanen den Römern gegenübertraten, jener stolze Wille, dem ungeheuren Reich, dessen Macht die Welt erfüllte, zu trotzen nicht nur, nein, es anzugreifen und zu stürzen trotz ihrer politischen Schwäche. Solche Charakterzüge entstehen und entwickeln sich erst in langen Zeiträumen ruhigen Beharrens auf der Vorfahren Grund und Boden.

Deutlicher blickt die uralte Gewöhnung an feste Wohnsitze hervor aus der Gliederung des Stammes- Stände- und Rechtswesens der Germanen.

Es werden zur Zeit des Tacitus an fünfzig germanische Völkerschaften genannt. Umrisse von grossen Stämmen lassen sich zwar erkennen, innerhalb derselben aber gab es eine Menge von kleineren Gruppen, und auch in diesen

wieder Abtheilungen, die verschieden und öfter feindselig gegen einander standen. Nationen aber, die in Wanderung begriffen, strömen, statt sich zu zersetzen, zusammen zu grossen Gruppen, wie es bei den Germanen während der Völkerwanderung geschah. Das sich Abzweigen und Ablösen einer Menge von Völkchen geht nur vor sich, wenn die Masse sehr lange Zeit hindurch ruhig auf ihren Wohnstätten sich ausbreitet und jeder Zweig nach und nach, — je nach Landesnatur, Geschichte, und Mischung mit anderen Leuten, — seine Sonderart entwickelt.

Gediegen aber und in vielfacher Form und Gestalt steht das germanische Erz zu Tage in den Rechtsbüchern, die auf Island sowie in Schweden und Norwegen noch aus der Zeit vor Annahme des Christenthums herrühren, für die Germanen in Deutschland und England aber vom 5. bis 9. Jahrhundert aufgeschrieben wurden. Wir haben solche Volksrechte noch aus allen Stämmen, nur von den Vandalen nicht, die aber ohne Zweifel westgothisches Recht hatten. Nun lassen diese Aufzeichnungen im Süden wie im Norden, im Osten wie im Westen gleichartige Zustände der Vorzeit erkennen, und was aus dem Alterthume her stammt, ist eben so leicht zu unterscheiden, wie alte knorrige Stämme im Walde unter dem jüngeren Anwuchs. Ueberall aber finden wir in der Rechtssitte hergebracht eine schroffe Scheidung von Ständen, wie sie nur im Laufe vieler Jahrhunderte entstehen kann, wenn gewisse Volkstheile durch Gewöhnung immer tiefer sinken und ihre natürlichen Waffen ruhen lassen gegen die Ansprüche der Vornehmen. Das bürgerliche Recht wird durchherrscht von dem Begriff des unbeweglichen Gutes: an seinen Besitz knüpfen sich politische Ehre und Familienverband. Konnte diese machtvolle Stellung des Grundeigenthums sich nicht hervorbilden, es sei denn in langen Zeiten der Sesshaftigkeit, so weist auf diese noch mehr das Strafrecht hin. Die Verbrechenarten sind

darin auf das Reichlichste und Mannigfaltigste bestimmt und die Strafen bis in's Kleinste und Kleinlichste zugemessen. Das konnte nicht auf beständiger Wanderung erfolgen, auch nicht durch ein paar gebietende Volksversammlungen, sondern entweder nur nach und nach, indem jedes Jahrhundert zu der bisherigen Ueberlieferung etwas hinzubachte, oder durch gebildete Juristen von einer Höhe der Wissenschaft und Macht über das ganze Volk, die immerhin räthselhaft bliebe.

Stärker noch mahnt uns die Sprache. Wie hätte die Vielheit der Mundarten in scharfer Bestimmtheit keimen, wachsen, sich ausbreiten können, ohne dass lange Zeiträume dazu wären erforderlich gewesen? Und von ungezählten Geschlechtern gehörte unbewusste geistige Arbeit dazu, bis die Sprache diese reiche grammatische Ausgliederung, dieses feine Verständniss für jede Gefühlsschattirung, diesen sinnlichen und seelischen Wohl laut erhielt, wie sie uns in Ulfila's Sprache entgegenreten!

Auch die Kunstfertigkeit darf sich als Zeugin einstellen. Die hübsche Form und Glätte der Steingeräthe, der Hämmer, Beile, Speere, auch vieler Thongefässe, die öfter nicht bloss gefällig, sondern auch anmuthig sich ausnehmen, konnte nicht entstehen ohne lang dauernde Sesshaftigkeit, in welcher der angeborene Sinn für das Wohlgefällige von einer Generation zur anderen sich weiter entwickelte. Höchst selten sieht man dergleichen Anmuthiges bei Indianern und anderen schweifenden Völkern: Regel ist bei ihnen das grob Praktische, aber eher in verzerrem als ansprechendem Aeussern. Die schöne Form entfaltet sich leise, ganz leise, halb unbewusst. Aus den ersten, gleichsam noch verschämten Anfängen lächelt ein Anreiz, es weiter zu versuchen, es noch gefälliger zu machen, bis nach vielen Jahrhunderten des Wohnens und Verkehrs auf derselben Stätte, des Lobens und Tadels der Nachbarn die allgemeine Schätzung da ist, gleichwie ein mehr oder minder klares Verständniss der schönen Form

selbst. Schon die ausserordentliche Menge von Werk- und Waffengeräth in Stein, die öfter in einer und derselben Gegend sich findet, — wie sie z. B. Rosenberg bloss auf Rügen sammelte, — ist gar nicht möglich zu denken ohne die Vorstellung, dass das Volk, welches dies verfertigte, ungemessene Zeiten an dem Orte wohnte.

Diese Geräthe wurden in Gräbern und Höhlen gefunden, deren Inhalt aus einem weiten Dunkel der Vorzeit uns eigenthümlich anblickt. Zahllos sind sie geöffnet und durchsucht, und wir finden uns im Besitze von Schädeln und Gerippen, deren Inhaber einst in Mitteleuropa das Mammuth und das Rennthier jagten. All diese Schädel und Skelette sind von Gelehrten in verschiedenen Ländern sorgsam gemessen und verglichen, und das Ergebniss ist, dass wir keineswegs mit Bestimmtheit sagen können, es seien auf niedere Rassen höhere gefolgt. Vielmehr zeigen sich schon für die älteste Zeit die Merkmale, „die auf einen nach allen Seiten gut entwickelten Menschenschlag deuten, der nicht aus zwei verschiedenen Rassen bestand“, und die ältesten europäischen Schädel ähneln denen aus den Reihengräbern der Allemannen und Franken. Diese Gräberfolge aber durchzieht ausserordentlich lange Zeiträume. Denn man kann mit einiger Wahrscheinlichkeit erkunden, um wie viele Jahrhunderte das eine Grab früher oder später entstand, als das andere; — man kann ungefähr die Periode ermessen, in welcher mit Stein und Metall, Glas und Bernstein, Holz und Gewandstücken eine Veränderung in der Erde vor sich geht; — es giebt auch untrügliche Zeichen, wie lange diese und jene Volksschicht gewisse Arten der Bestattung und Bewaffnung festhält, und wie lange noch, was einer viel früheren Zeit angehört, zerstreuet hier und da in einer späteren wieder erscheint. Hält man damit die Erfahrungen zusammen, wie lange es braucht, ehe ein Volk von einer Kulturstufe zur andern übergeht, ja welchen grossen Zeitraum es selbst auf Ueber-

gangsstufen zu verweilen pflegt, so lässt sich — auf die Gesamtheit solcher Merkmale und Berechnungen gestützt — der Schluss nicht abweisen, dass die Germanen schon ein paar Jahrtausende in Deutschland wohnten, ehe sie mit Römern in Berührung traten.

Es sei noch an zwei kleine glänzende Handelsartikel erinnert, an Flussperlen und Bernstein, die schon in so früher Zeit, und zwar mit ihren germanischen Namen, in alle Länder gingen, dass wir genöthigt sind, selbst den Handelsverkehr der Germanen, ehe sie mit den Römern zusammentrafen, schon aus sehr entlegenen Epochen herzuleiten.

Die Perle heisst im Althochdeutschen *marigrioz* und im Angelsächsischen *meregreot*, das ist Meergrut oder Meerkies, denn Grut bedeutet eine Ansammlung Körner und *marimeri* meer moor stehendes Gewässer. Ganz denselben Namen für die Perle — *μαργαρίτις*, spätere Form *μαργαρίς* mit dem bezeichnenden Ton auf der letzten Silbe, lateinisch *margarita* — hatten aber schon Griechen und Römer, und erst, als von dorthier das Wort zurückkehrte, erhielten unsere Mädchenperlen den Gretchenamen. Plinius wusste, dass der Name *margarita* von den Barbaren erfunden worden. Wie aber kam das germanische Wort nach Griechenland und Italien? Entweder müsste es in Urzeiten allen indogermanischen Stämmen gemeinsam gewesen sein, oder es kam mit den Perlen selbst von den Germanen her. Da das Erste in der Sprachvergleichung keinen Boden findet, muss man der That-
sache Raum geben, dass die Perlen und das germanische Wort dafür im Wege des Handels aus Deutschland gekommen, wo es ja, wie noch heutzutage in Oberfranken Sachsen und Böhmen, perlenführende Bäche gab, in deren Muscheln sich leicht die feinglänzenden Körner bemerkbar machten. Beachtung verdient auch, dass die Germanen, wie der Inhalt ihrer Gräber zeigt, sehr es liebten, dergleichen Meergrut,

nämlich kleine farbige Kies- Thon- und Bernsteinstückchen, zu Hals- und Armschmuck an einem Faden aufzureihen: Perlen, die wohl auch darunter waren, sind längst in der Erde vermodert. Nun aber gehörte doch eine sehr geraume Zeit dazu, bis auf Handelswegen sich ein Wort über das grosse Gebiet der griechischen und lateinischen Sprache verbreiten und, wie in *μαργηλῖς*, *μαργέλλιον* und *μαργαρίς* geschehen, abschleifen und ändern konnte, mochten, wie wahrscheinlich, die Römer das Perlenwort von den Griechen oder Diese es von Jenen annehmen. Vielleicht ist das germanische Wort schon nach Indien gekommen, ehe Perlen aus Meeres-tiefen gefischt wurden, obgleich der anderthalb Jahrhunderte nach Plinius lebende Athenäus in seinem „Gastmahl der Gelehrten“ die indische Herkunft hervorhebt. Denn es findet sich im Sanskrit unter mehreren Wörtern, welche Perlen bedeuten, — das gewöhnliche Wort dafür ist *muktā*, hindostanisch *moti*, — auch *margan*. Dieses aber würde sich nur ableiten lassen von *mandg* oder *mardg*, was aber nur reinigen, abreiben, glätten bedeutet, mit einem Suffix *an*: eben deshalb könnte das Wort doch ursprünglich nicht im Sanskrit gebildet, sondern aus einer anderen Sprache entlehnt sein.

Deutlicher noch, als das Perlenwort, redet der Name des Bernsteins. Dieses Baumharz aus einer früheren Erdperiode, welches aus der Tiefe der Ostsee die Woge an den Strand wirft, hiess bei den Germanen nicht bloss Glas, das ist Glänzendes, woraus die Römer *glesum* oder *glessum* machten, sondern auch, weil es gleichwie von innerlichem Feuer brannte und, wenn man es ansteckte, wie ein Licht, wurde es auch Bernstein genannt das heisst Brennstein, oder *Saccari* das heisst Feuer. Nun finden wir Bernstein, wie Buttmann im *Mythologus* nachgewiesen, nicht bloss bei den Griechen Homers, sondern auch bei den alten Hebräern, Skythen und Aegyptern, und diese letzteren Drei hatten, wie Exodus und Plinius bezeugen, ihren Ausdruck dafür vom germanischen

Worte abgeleitet. Die Skythen nannten Bernstein *Sacrium*, die Aegypter *Sacal*, die Hebräer *Schechelet*. Wenn nun aus Deutschland Sache und Name schon in jenen frühen Zeiten bis zum Nil gelangten, so müssen Diejenigen, von welchen dieser Name her stammt, schon in sehr früher Zeit an jenen Stätten, wo sich Bernstein fand, gewohnt und ihn damals schon als viel gesuchten Artikel in den Welthandel gebracht haben.

II.

Giebt es nun keinen Beweis dafür, dass in geschichtlicher Zeit die Masse der Germanen noch auf der Wanderung gewesen, widerspricht solcher Annahme vielmehr entschieden eine ganze Reihe von Nachrichten und Beobachtungen, — warum sollen denn überhaupt die europäischen Völker aus Asien hergewandert sein?

Ehe eine solche Thatsache, die für alle historische Betrachtung von durchgreifender Bedeutung ist, für Welt- und Kulturgeschichte aufgestellt werden kann, muss doch gar Vieles mächtig und unausweichlich darauf hinweisen.

Diese Beweise — wo sind sie? — Tiefes Schweigen herrscht in der Geschichte. Nicht das geringste Wort erzählt uns von einer Wanderung von Osten nach Westen: wohl aber sind in umgekehrter Richtung Völkerzüge und Niederlassungen bezeugt worden. So die Geschichte: wie verhält sich nun die Sage? Gerade sie zu befragen, ist für eine Untersuchung, wie sie hier uns beschäftigt, nicht ohne Werth. Denn spricht sich im Rechtswesen der praktische Geist und Wille des Volkes aus, so öffnet sich uns seine Seele, tönt etwas von seiner ältesten Geschichte in den Dichtungen, die herrühren aus einer Zeit man weiss nicht wie lange schon, von sangesfrohen Menschen man weiss nicht welche oder wieviele es waren, die daran mitgeschaffen.

Insbesondere Deutschland besitzt Helden- und Götter-

sagen, deren Kern und Charakter aus der ältesten Zeit unverfälscht überliefert ist, wenngleich Form und Beiwerk später vielfach umgebildet worden. Noch in der ganzen ersten Hälfte des Mittelalters war unsers Volkes Denken und Dichten von jenen poetischen Stoffen und Trieben erfüllt, gleichwie von einer Strömung in der Tiefe, aus welcher sich die Geister, bewusst und unbewusst, nähren und erfrischen. Wären nun die Germanen wirklich auf weiter Wanderung von Osten hergekommen, würde sich dann von den sonnenlichten Gefilden des Orients, von den schrecklichen Qualen und Gefahren des Zugs durch ungeheurere Wüsten nicht wenigstens etwas in der Sage erhalten haben? Allein tiefes Schweigen herrscht auch hier. Nicht das Geringste findet sich und wäre es auch nur wie ein absterbender Windhauch. Denn die Ynglingasage von Odiu's Wanderung aus Asgard nach Saxland, die auf Asien deutet, trägt gerade so wie die Fabel vom Stier der Europa, die Aeneide der Römer, die Trojasage der Franken die Kennzeichen gelehrter Absicht an der Stirne. Dagegen haben wir — ausser einer noch zu erwähnenden Thiersage, die deutlich auf norddeutsche Niederungen hinweist — bei den Germanen wie bei den Griechen die bestimmteste und unbezweifelte Sage, ihr Volk sei uralte eingeboren. „Sie feiern“, berichtet Tacitus, „den Thuisko, den der Erde entsprossenen Gott, und seinen Sohn Mannus als des Volkes Ursprung und Gründer“. Auf denselben Glauben deutet die skandinavische Sage vom ersten Menschen, der Askr d. h. Esche geheissen.

Wie ist nun die Lehre von der Einwanderung aus Asien entstanden? Was hat ihr zu so festem und allgemeinem Glauben verholfen? Die Bibel war es und die Kleinheit Europas.

Biblische Vorstellungen hatten tief schattend sich in Wissen und Phantasie der gebildeten Völker eingesenkt. In Asien lag das Paradies, lag der babylonische Thurmbau,

dort hatte es also Ursitze und Ursprache der Völker gegeben, von dorthier kommend hatten sie in alle Welt sich zerstreut. Glaubte man doch auch, die hebräische Sprache, weil die des alten Testaments, sei die älteste Sprache auf Erden. Wie klein aber, verschwindend klein nahm sich die europäische Halbinsel aus gegenüber dem ungeheuren Asien, nur wie ein Zipfel an einem Riesenleibe! Als Unsinn erschien es, als etwas ganz Unmögliches, dass von diesem kleinen Europa Asien seine besten Völker empfangen habe. Man wagte noch nicht zu überschauen, wie der räumlich kleinste Welttheil mit seiner Kultur und Politik fast alle Länder der Erde beherrscht.

Als nun zu Anfang dieses Jahrhunderts lebhafter erörtert wurde, wieviel Germanisches im Persischen enthalten sei, veröffentlichte Adelung im Jahre 1806 seine Ansicht: Die Heimat der Germanen, da sie ja aus dem grossen Asien herkommen müssten, könne man auch in das an Persien und Indien angränzende Mittelasien versetzen, und es dürfe wohl daher die Verwandtschaft der Sprachen rühren. Zwei Jahre später erschien des geistvollen Friedrich Schlegel Buch über die „Sprache und Weisheit der Inder“. Darin erklärte er tief sinnig das Sanskrit als die Ursprache, in welcher sich alle Wörter und Satzbildungen der europäischen Sprachen versammelt fänden, und gleichwie die Sprachen, so wiesen auch die Grundanschauungen auf die indische Urheimat zurück. Die europäischen Völker seien ursprünglich nichts als indische Kolonien, meist von Priestern wie Moses herüber geführt. Diese Ideen fanden sofort allgemeinen Anklang. Die Deutschen, deren Vaterland damals von französischer Frechheit zerfleischt wurde, flüchteten aus der Gegenwart Schmach und Leiden in das ferne Indien, auch in die freie selige Kindesheimat und ihre wunderbaren Völkergeheimnisse.

So erhielt diese Lehre einen fast geheiligten Glauben, obwohl ihr nichts zu Grunde lag, als ein hebräischer Mythos,

dem in der Wissenschaft kein sicherer Werth beizumessen, und die Sprachverwandtschaft.

Nun ist aber gerade der sprachliche Beweis nicht bloss hinfällig geworden, sondern hat sich in sein Gegentheil verdreht.

Als nämlich Bopp und andere Meister vor nicht viel mehr als fünfzig Jahren tiefgründend vergleichende Sprachforschung begannen, erkannten sie alsbald, dass das Sanskrit keine Ursprache sei, sondern nur eine gleichbürtige Schwestersprache der europäischen und der altpersischen. Es besitzt keineswegs ihren gesammten Schatz an Wörtern und Bildungen. Wenn das Sanskrit aber reicher daran ist, und wenn es mit dem Vorherrschen des A-Lautes älter und kindlicher erscheint, als die europäischen Sprachen, in welchen jener Urlaut bereits in verschiedene Vokale zergangen ist, so kann dies auch davon herrühren, dass Zend- und Indervolk von den übrigen schon in einer Zeit sich trennten und fortzogen, wo sie alle noch an der gemeinsamen Ursprache und ihren kindlichen und flüssigen Lauten und Formen festhielten. In andern Punkten hielten wiederum die europäischen Sprachen fester als die asiatischen an Bildungen, die den ursprünglichen näher stehen.

Je gründlicher und umfassender die Vergleichung der Sprachen wurde, desto mehr tauchten Zweifel auf an der Herwanderung aus Asien. Höchst auffällig war es, dass den indogermanischen Sprachen gemeinsame Ausdrücke fehlten für Tiger, Kameel, und Elephant. Es ist kaum denkbar, dass diese hervorragenden Thiergestalten Asiens bis auf die letzte Spur aus der Ursprache verschwunden wären, wenn sie darin einmal — und das wäre ja doch in einer asiatischen Urheimat der Fall gewesen — ihre Stelle eingenommen hätten, wie es mit den gemeinsamen Ausdrücken für Bär und Wolf der Fall gewesen. Aehnlich, so scheint es, verhält es sich mit der Palme und anderen charakteristischen

Pflanzenformen, die wohl im Zend und Sanskrit, nicht aber in den europäischen Sprachen vorkommen. Umgekehrt fehlen Wörter, wie Lein, Auster, Pflug, Egge, deren Stamm den europäischen Sprachen gemeinsam, im Zend und Sanskrit, können also nicht erst aus diesen herkommen.

Seit man das eingesehen, verlor der Glaube an die asiatische Herkunft die Geltung, welche ihm merkwürdig rasch und allgemein zu Theil geworden. Während Rhode, Pott, Lassen, Weber „den Spielplatz der ersten leiblichen und geistigen Kräfte der Menschheit“ auf den Gebirgen suchten an den Oxus- und Jaxartes-Quellen, und Grimm, Max Müller, Schleicher, Dieffenbach noch am asiatischen Hochlande festhielten, waren es gerade wieder Sprachforscher, welche den Ursitz der Indogermanen nach Europa verlegten. Der Engländer Latham trat, etwa fünfzig Jahre nach Schlegel's Buche, als der Erste auf, welcher sich gegen dessen Satz von der Herkunft aus Asien erklärte. „Wenn wir“, so folgerte er, „zwei Stämme derselben Sprachfamilie besitzen, die getrennt von einander sind, und von denen der eine grösseres Gebiet hat und mehr Spielarten zeigt, während der andere kleineren Umfang und grössere Gleichartigkeit besitzt, so ist anzunehmen, dass der letztere vom ersteren stammt, und nicht das Umgekehrte“. Weil Latham zwischen Sanskrit und dem Lettischen und Slavischen eine nahe Verwandtschaft entdeckte, glaubte er den fraglichen Ursitz im kleinrussischen Podolien und Volhynien zwischen dem oberen Lauf des Dnjestr und Dnjepr zu finden. Benfey bezeichnete als solchen Süd-russland von der Mündung der Donau bis zum Kaspi-See, Spiegel das südliche Europa zwischen dem 45. und 60. Breitengrad, Friedrich Müller den Südosten Europa's, in welchem die Völker vom armenischen Hochgebirge in urvordenklicher Zeit eingewandert seien. Pictet setzte ausführlich auseinander, weshalb das alte Baktrien die Urheimath müsse gewesen sein. Pietrement suchte die ersten Sitze der Indogermanen in Si-

birien, Pöschke beschränkte sie auf die Rokitnowsümpfe in Weisserussland, und Reinisch dachte an das afrikanische Seenland unter dem Aequator. Während unter den Geographen Ritter und Kiepert und unter den Kulturhistorikern V. Hahn, und zwar Letzterer mit einer Art von Erbitterung, die frühere Meinung vertraten, die Indogermanen seien von Zentralasien her nach verschiedenen Richtungen ausgewandert, behauptete Peschel: die grösste Wahrscheinlichkeit spreche für beide Abhänge des europäischen Kaukasus.

In der jüngsten Zeit ist für sämtliche Indogermanen der mitteleuropäische Stammbaum bewurzelt worden. Vor dreizehn Jahren traten zuerst Cuno und Geiger dafür auf. Cuno erklärte: weil die indogermanischen Sprachfamilien selbständige Arten derselben Gattung seien, so müssten sie entstanden sein in einem „grossen, durchweg bewohnbaren, geographisch und klimatisch möglichst gleichartigen Raume, innerhalb dessen keine Völkerscheiden vorhanden, auf welchem also ein in sich gleichartiges Volk entstehen und wachsen konnte“, und dieser Raum sei auf der Erdkugel nur im Osten Europas im Zusammenhang mit dem nördlichen Deutschland und nordwestlichen Frankreich zu finden. Geiger, der feinsinnige Sprachgelehrte, legte für Jedermann die Gründe nahe, weshalb „die Urheimath der Indogermanen in Deutschland, vielleicht insbesondere im mittleren und westlichen zu suchen“. Kollmann konnte nach ausgedehnten Untersuchungen der verschiedenartigsten Schädel zu keinem anderen Ergebniss gelangen, als dass die Germanen autochthon seien, und Lindenschmit legte an der Spitze seines Handbuchs für deutsche Alterthumskunde ernstliche Verwahrung dagegen ein, dass „durch blosse Voraussetzungen und Annahmen, die im argen Widerspruch mit dem Befunde der Denkmale und greifbaren Thatsachen ständen, unsere älteste Kulturgeschichte vorschnelle Anordnung und Gliederung erhalte“. Endlich hat O. Schrader in seinem jüngst erschienenen Buche „Sprach-

vergleichung und Urgeschichte“ mit kritischem Auge alles das gesammelt und gewürdigt, was über diesen Punkt geäußert worden, und ist — entgegen seiner früher ausgesprochenen Meinung — zu dem Endurtheil gekommen: „Die europäische Hypothese d. h. die Ansicht, dass der Ursprung der indogermanischen Völker eher west- als ostwärts zu suchen, scheint weitaus die den Thatsachen entsprechendere zu sein“. Penka endlich hat in seinen ebenfalls im vorigen Jahr erschienenen „Linguistisch-ethnologischen Untersuchungen“ wieder Skandinavien als das Land des Ursprungs und Ausganges angenommen.

Es gründen sich die Vertheidiger des mittel-europäischen, insbesondere deutschen Anspruchs darauf: dass vorzugsweise Deutschland die Bäume eigen sind, welche in sämtlichen indogermanischen Sprachen vorkommen: Birke, Buche, Eiche, Föhre, Fichte, Weide, Esche, Hasel; — dass Bildung und Wandlung ihrer Namen, dass insbesondere die Stelle, von welcher die Buche bei ihrer Weiterwanderung ersichtlich ausging, auf Deutschland zurückweisen; — dass der erste Anbau von Gerste und Roggen, die ursprünglich das Hauptgetreide der Indogermanen, nur in einem nordeuropäischen Lande zu suchen; — dass die Armuth der indogermanischen Sprachen an gemeinsamen Insektennamen ein zwar gemäßigtes, aber doch frostiges Klima als die Urheimat erscheinen lässt; — dass endlich besonders die Namen für solche Thiere gemeinsam waren, welche in Deutschland am gewöhnlichsten sind, wie Rind, Schaf, Schwein, Pferd, Hund, — ferner Bär, Wolf, Maus, Dachs, Fuchs, Biber, Fischotter, — ferner Wurm, Schlange, Aal, — ferner Geier, Rabe, Staar, Wildgans.

Noch Vielerlei, was Sprachforscher bemerkt haben, liesse sich anführen, auch dies, dass die Finnen, deren Sprache den Einfluss der Indogermanen empfunden hat, nur in Europa können ihre Nachbarn gewesen sein. Die Sprachforschung, wenn sie sich einmal darauf richtet, wird wohl noch Manches,

was für die europäische Hypothese zeugt, aus der Tiefe aufschürfen, und andere Urworte, die noch mangeln, entdecken, gleichwie Pictet ein gemeinsames Urwort für Meer, Pauli für den Löwen, der übrigens auch den Sachsen schon in sagenhaften Zeiten bekannt war, Benfey ein indisches für Salz gefunden hat. Die Hauptsache ist, dass die Sprachvergleichung, so weit sie auch ausgedehnt worden, wenig oder nichts ergeben hat, was ernstlich mit der Annahme, dass die Urheimath in Deutschland gewesen, im Widerspruch stünde. Im natürlichen Einklang aber damit findet sich eine Reihe von gewichtigen Thatsachen, wie sie uns die Geographie, die Ethnographie, die Weltgeschichte, die Kulturgeschichte, die Sagenwelt darbieten. Soll dagegen der Lehrsatz von der Urheimath in Asien aufrecht gehalten werden, so ist man genöthigt, zu Künstlichkeiten die Zuflucht zu nehmen. Betrachten wir jene Thatsachen etwas näher.

Der geographische Beweis fasst sowohl die Nachbarn als die Beschaffenheit des Landes selbst in's Auge. In allen Sprachen der Indogermanen kommen die gleichen Wurzelwörter vor für Waldung, diese ist besonders reichlich vertreten, ferner für Berg, Thal, Strom, Bach und einige Metalle: diese Ausdrücke fanden sich also schon in der gemeinsamen Ursprache, also war die Urheimath ein Land, in welchem es viel Waldung, Gebirge und Metalle gab. Ein Meer war vorhanden, jedoch nicht von tief greifendem Einflusse, wie z. B. in den Mittelmeerländern: denn die Ursprache hatte keine Ausdrücke für Ebbe und Fluth, und nur dürrtige für das für Schiffahrt Gehörige. Das scheint nirgendwo besser zu passen, als auf die von Ebbe und Fluth schwach bewegte Ostsee und die hinter einem breiten Ringe von Marschen und Watten stürmende Nordsee. Die Urheimath hatte, gleichwie das deutsche Gebiet, Ebenen für das Pferd, Wälder für Hirsch und Ochse, Gebirg für Schaf und Ziege. Das Land lag auch nicht unter

der Sonnengluth, und hatte keine herbstliche Fruchtfülle; denn der Wortvorrath, welcher den Indogermanen für Schnee und Eis, für Winter und Frühling, nicht aber für Sommer und Herbst, gemeinsam, deutet auf ein kaltes Klima als erste Heimath. Es berichtet aber schon Tacitus: „Für Winter, Frühling und Sommer hätten die Germanen Begriff und Worte, vom Herbst seien ihnen Name sowohl als Güter unbekannt“.

Dagegen erscheinen hohe kalte Bergflächen, umstarrt von ewigen Schneegipfeln, wenig dazu geeignet, dass Völkermassen dort wachsen und gedeihen konnten. Ebenso wenig wäre Letzteres möglich gewesen im kleinen und armen Skandinavien. Das russische Steppenland aber trägt noch entschiedener menschenfeindlichen Charakter, nur in den Flussthälern kann sich dort Wald und Leben ansiedeln. Den Winter hindurch herrschen eisige Winde und Schneestürme, der blumige Frühling dauert vier kurze Wochen, den ganzen übrigen Theil des Jahres liegen die unabsehblichen Flächen verdorrt, grau und todt unter der Sonnengluth. Wer dieses Steppenland kennt, wird sich wohl hüten, dorthin die Wiege der Indogermanen zu verlegen. Wohl aber eignete sich Baktrien dazu: alle Gründe jedoch, welche dafür angeführt werden, passen ebenso gut und noch besser auf das mittlere Europa.

Blicken wir nun auf die Nachbarn des deutschen Landes, so hätten sie, wenn sie von ihm ausgingen, der Ländergestaltung gemäss gerade so geordnet werden müssen, wie sie jetzt auf der Landkarte rings um Deutschland erscheinen, die Kelten westlich, die Italiker südlich, die Illyrier und Griechen südöstlich, die Slaven östlich, die Letten nordöstlich, die Skandinaven nördlich. Wären die Völker dagegen von Asien hergekommen, so hätten sie sich erst berathen und ihr Wort geben müssen, in welcher Folge, in welchen Abständen und Richtungen sie, die Einen zu Lande, die Andern zu Schiffe, ziehen wollten, um nicht unter einander

zu gerathen und sich bequem in den verschiedenen gelegenen europäischen Ländern zu vertheilen.

Mächtiger aber als diese Hinweise, die von Gestalt und Beschaffenheit der Länder und ihren Pflanzen und Thieren hergenommen werden, dürften Lehre und Deutung sein, welche uns die Ethnographie an die Hand giebt. Die Eigenschaften, durch welche die neun Stämme der Indogermanen sich von den übrigen Völkern unterscheiden, sind der hochgewachsene kraftvolle, und doch schlanke und geschmeidige Körper, in welchem etwas Helles und Lichtes widerscheint in der weissröthlichen Hautfarbe, im blauen Auge und blonden Haar; sind ferner das ritterliche Wesen in Wagemuth und empfindlichem Sinn für Ehre und Persönlichkeit; sind ferner Frauenachtung, tiefes Naturgefühl, Herzensfröhlichkeit verbunden mit ordnendem Verstand; ist endlich eine unwiderstehliche Neigung, sich eigensinnig in Stände, Landschaften, Gemeinden, Familien und Meinungen zu zersetzen. Wo alle diese Eigenschaften am schönsten, am kraftvollsten, am dauerhaftesten auftreten, wo ein gemässigtes, etwas feuchtes und nicht lichtgrelles Klima, ein waldreiches, wohlbewässertes, in Gebirg und Fruchtebene abwechselndes Land ihrem Gedeihen offenbar am zuträglichsten war, da allein muss die Urheimath gewesen sein, und jede Entfernung von ihr muss ein Abarten bekunden, das um so stärker wird, je grösser der Abstand im Raume und im Klima ist von jener Urheimat. Das Alles trifft aber bei dem Herzlande unseres Welttheiles zu, und es gibt keine Stelle der Erde, von welcher es in gleichem Grade gelten könnte.

Thatsachen der Geographie und Geschichte treten nun dieser Ansicht unterstützend zur Seite. Denn nehmen wir die europäische Mitte zum Ausgangspunkte der indogermanischen Völker, so erklärt sich nicht bloss ihre Lagerung, sondern auch ihre Verschiedenheit einfach und natürlich.

Es ist nämlich Europa unter den Welttheilen der ge-

sundeste, bestgegliedertste und vielgestaltigste, in welchen das belebende Meer von alten Seiten hineinragt. So klein Europa, so verschiedenartig ist es zusammengesetzt aus Ländern, deren jedes seinen eigenen bestimmten abgeschlossenen Charakter hat. Hier, nicht in den grossen einförmigen Landgebieten Asiens, konnten sich die Völker mannigfaltig gestalten, jedes eigenthümlich gemäss seiner Landesnatur. Dies ist das Eine: das Andere liegt darin, dass Europa sich auch so zwischen die andern Welttheile hineinstreckt, wie es sie alle möglichst nahe hat je nach ihrer natürlichen Bedeutung. Europa musste der Kulturgarten und der Regulator für die ganze Welt werden, das Nähr- und Zeughaus solcher Völker, die nach und nach alle übrigen Länder befahren, besetzen, beherrschen sollten.

Gerade eine solche zentrale Stellung nimmt Deutschland und seine unmittelbare Nachbarschaft in Europa ein, es ist vorzugsweise solch' eine Modellkammer von Bodengestaltungen, dabei vermöge seines gemässigten Klimas und des überallhin verbreiteten fruchtbaren Bodens und Waldreichthums in all' seinen Theilen wohnlich und gesund, deshalb auch von jeher dicht bevölkert. Dabei ist es beinahe auf allen Seiten offen, deshalb leicht zugänglich, aber auch ausgänglich. Ein solches Land war daher wie dazu gemacht, dass hier eine vorzügliche Menschenrasse erwuchs und sich von hier aus nach verschiedenen Seiten vertheilte.

In der Weise aber, wie sich die Völker rings um die europäische Mitte gruppiren, wird ein allmäliges, erst leises, dann stärkeres Abarten von ihrer ursprünglichen ächten Stammesnatur bemerklich. Je entlegener sie von Deutschland und den germanischen Skandinaven wohnen, desto mehr verdunkelt sich Haut und Haar und Auge, desto gedrungener wird der Körper, desto starrer und düsterer Sinn und Denken. Um so mehr ermattet auch das, was gerade Indogermanen so sehr kennzeichnet, das Ehr- und Rechtsgefühl, und der helle

Krystallkern ihrer religiösen Anschauung trübt sich mehr und mehr bis zu Furcht und Grauen vor einer fürchterlichen Macht, die nur auf Unheil und Böses sinnt. Geradezu verderblich wirkt, wie wir an den Indern sehen, tropisches Klima auf die leibliche und geistige Natur der Arier. Noch jetzt widerstehen ihm die Europäer in Indien trotz all' ihrer Kulturmittel höchstens bis in die dritte Generation.

Halten wir nun Umschau in der Weltgeschichte, um uns die Richtung zu vergegenwärtigen, welche gewöhnlich die grossen Völkerzüge einhielten. Allgemeinen Glauben fand noch vor dreissig Jahren die Ansicht: alle Völker Europas seien in ferner Zeit vom Osten hergekommen, von Osten nach dem Westen habe sich ein unhemmbarer Trieb in Bewegung gesetzt. Woher dieser geheimnissvolle Antrieb? Sollte es den Menschen nicht natürlicher sein, erwartungsvoll dem Aufgang der Sonne entgegenzuziehen, als dem Niedergange zu? Wo das mächtige Tagesgestirn glanzvoll aufgeht, dahin zu dringen, reizt die Neugier und der Wandertrieb: man will sehen, wo die Sonne herkommt, nicht, wo sie bleibt. Deshalb ging die Wanderung der Völker der Regel nach vom Westen nach dem Osten hin: so der Angriff der hellfarbigen Völker „vom Meere“ auf Aegypten, von welchem die Inschrift zu Karnak redet; — die Wanderung der Thraker und Phrygier nach den kleinasiatischen Küsten; — das Erscheinen der Bastarnen bei den Mazedoniern, als diese gegen die Römer kämpften; — der Zug von Kelten oder vielmehr Germanen nach dem Bosphorus und Kleinasien; — die Wanderungen der Gothen von der Ostsee nach den Ufern des schwarzen Meeres; — die weite Verbreitung der Tadschiks von Iran nach Zentralasien hinein und der Inder vom Pendschab nach dem Meerbusen von Kalkutta; — die Eroberungszüge der Griechen und Römer, welche das Morgenland in ihre Gewalt brachten; — das leise Vordringen französischer Kultur gegen Deutschland und das viel stärkere

der deutschen gegen den slavischen Osten; — endlich die zweihundert Jahre lang dauernden Kreuzzüge; — und das seit dreihundert Jahren stets verstärkte Vordringen der Russen und Seevölker gegen Osten. Alles, was wir dagegen von grossen Wanderungen wissen, die in der Richtung von Osten nach Westen erfolgen, beschränkt sich, — da die vereinzelt aus Noth nach Amerika Getriebenen keine Völkerzüge bilden, und ebenso viele Auswanderer nach Süden und Osten gehen, — auf die Versuche der Perser gegen Griechenland und auf den Hunnenstoss; denn die Züge der Germanen, Araber, Mogolen waren ein Ausschwärmen nach jeder offenen Seite hin. Sollte nun — jenem natürlichen und historischen Gesetz entgegen — gerade die erste grosse Völkerwanderung von Osten nach Westen erfolgt sein?

Was sagt uns nun die Kulturgeschichte? Langsam kam die Kultur aus dem Morgenlande zu den europäischen Völkern. *Ex oriente lux* — dieser Spruch trägt die Wahrheit in sich. Wir können z. B. in der Geschichte der Kunst genau den Weg verfolgen, welchen sie von den Aegyptern bis zu den Griechen nahm. Mussten aber die Europäer nicht schon in uralter Zeit von semitischer Kultur getränkt und gespeist sein, wenn es mit ihrer Herwanderung aus Asien seine Richtigkeit hätte? Ueberhaupt, stellt man sich auf die asiatische Seite und blickt von hier nach dem kleinsten Welttheil hin, so erscheint in der angeblichen Massenwanderung von Asien nach Europa Manches gar zu wunderlich.

Sollten denn wirklich sieben Stämme in weite Ferne gezogen und nur zwei in der Heimath sitzen geblieben sein? Und gerade die Zwei, die am meisten entartet sind? Das liesse sich nur denken, wenn die Indogermanen, als sie noch vereinigt, etwa ein furchtbarer Ansturm von Mogolen getroffen hätte, der sie zerspaltete und in entgegengesetzte Richtungen trieb. Sonst wäre es doch natürlicher gewesen, wenn die zwei Stämme, durch irgend eine uns unbekannte

Ursache genöthigt, von den Sieben abgestossen wären, und gerade deshalb, weil sie auf langer Wanderung durch allerlei Völker sich durchschlagen mussten, so viel von deren Kultur und Sitten, aber auch von deren religiösen Anschauungen in sich aufgenommen hätten.

Die geistige Natur der Indogermanen ist nämlich wie ein Schwamm, der alles aufsaugt, was von mystischen und erhabenen Ideen ihn berührt. Das Zendvolk konnte sich den düsteren Anschauungen der Turanier vom bösen und guten Weltgeist nicht verschliessen. Bei den Indern, als sie die Gangesländer in Besitz nahmen, trat Despotie und Opferdienst überwältigend auf. Bei Beiden reckte sich der religiöse und philosophische Geist aus zu phantastischen Gebilden. Bei ihren europäischen Brüdern merken wir gar wenig von alle dem.

Welche Strassen aber hätten von Hochasien her die Westwanderer ziehen müssen? Wie konnten sie durch das vorliegende Gebiet der Semiten hindurch kommen, ohne dass von deren fortgeschrittener Kultur, vom Ziegelbau, Erzguss, und anderer Kunstfertigkeit bei ihnen etwas hängen blieb? Denn die Annahme, die Semiten wären damals noch eben so weit in Gesittung zurück gewesen, wie die Indogermanen, will doch nicht passen zu den ältesten Ueberlieferungen und Nachrichten, die uns Hamiten und Semiten als ein paar Weglängen voraus hinstellen. Noch weniger würde es mit aller historischen Beobachtung stimmen, wenn die Europäer, was sie etwa von semitischer Kultur angenommen, im Laufe der Zeit wieder hätten fallen lassen, um zurückzusinken in die Rohheit. Ein anderer Hinweis liegt in der Sprache. Diese ist das eigenartigste Erzeugniss eines Volkes, und gleichwohl hat es kein weiches, nachgiebiges, flüchtigeres Besitzthum. Ueberaus leicht nimmt die Sprache fremden Eindruck, fremdes Einnengsel auf. Denn die Dinge und Begriffe sind den Menschen die Hauptsache, das Wort ist

nur der Begleiter, welcher den Namen verkündet: werden die Sachen gemeinsam, nimmt man auch gern und dankbar die Namen an. Nun sind aber die europäischen Sprachen so gut wie rein von semitischer wie turanischer Beimischung, und bekunden dadurch, dass sie ruhig und ungestört auf ihrem eigenen Boden sich entwickelten und ausbreiteten. Die ganze Ausbeute, welche Hommel, wohl der kundigste Forscher auf diesem Gebiete, zu sammeln vermochte, besteht in den fünf oder sechs Ausdrücken für Stier, Horn, Wein, Gold, Silber, Löwe, die in der ältesten semitischen wie indogermanischen Sprache vorkommen. Können aber diese paar Wörter nicht Lehnwörter sein, die im Handelswege von einem Lande in's andere gingen?

Sind also wirklich die europäischen Indogermanen vom fernen Osten hergekommen, so sind sie einen Weg gezogen, der sie mit den Semiten nicht in Berührung brachte. Wo aber liegt dann die Bahn, auf welcher sie sämmtlich an ihnen vorbei kamen?

Da erhebt sich sofort die Schwierigkeit, wo nun eigentlich der Ursitz zu denken, von welchem sie ausgingen. Irgendwo, so lautet die Antwort, an den westlichen Abhängen von Hochasien. Zu weit nördlich, etwa bis in die Dschungarei, von wo die Völker in geradem Strich wären nach Europa gezogen, darf man die Urheimath nicht verlegen, sonst hätten die Inder und Iranier schwerlich in ihre jetzige kommen können. Man hat also die Hochebene Pamir unter dem Bolordagh ausgesucht als trefflich gelegen, weil von dort die Abziehenden in das Thalgebiet des Oxus und Jaxartes hinunter konnten. Dieses aber führte sie in die Wüstenei, die sich vor dem Aralsee und an seinen beiden Seiten ausbreitet, und noch schwerer, als die sieben Stämme sich dort durchgefunden hätten, wären die zwei Anderen von der Pamir-Hochebene über das unwegsame Schneegebirg in's Land des Hilmend und Indus gekommen.

Verlegt man deshalb den Ursitz etwas südlicher an die freundlichen Abhänge des Hindukusch, so führt zwar von dort das Kabulthal ganz schön nach Indien hinein: die Westwanderer dagegen hätten nur die Wahl gehabt, entweder den Murghab oder Herirud oder den Hilمند hinab zu ziehen. Alle drei Flüsse aber hätten sie wieder bis vor eine Wüste geführt, wo sie genöthigt wurden, entweder um das Südende des kaspischen Meeres herum zu ziehen oder nach dem persischen Meerbusen abzubiegen. Da beidemal der Weg sie unter Völker semitischer Bildung geleitet hätte, so blieb den Anhängern der asiatischen Herkunft nichts übrig, als sie noch weiter nördlich den Oxus hinunter zu schicken, an dessen Mündung angelangt sie dann sich mühsam, wenn überhaupt, durch die toden Steppen zwischen Aral- und Kaspisee durchzuschlagen hatten, um an den Semitenländern glücklich vorbei und in's südliche Russland zu gelangen.

Wir schliessen diese Erörterung mit einer Hindeutung, jedoch nur als leiser Vermuthung. Nichts sitzt bei den Germanen so fest, als uralte Sagen: es spiegelt sich darin öfter leibhaft öfter schattenhaft ihr Land, ihre erste Geschichte, ihre Sitte, Denk- und Gefühlsweise. Nun findet sich in den älteren Sagen höchst nachdrucksam geschildert der Kampf mit schrecklichen krokodilartigen Geschöpfen, den Drachen, die in Höhlen und Sumpfwaldungen hausen. Widukind erwähnt, dass seine Landsleute, die am Alten hartnäckig festhaltenden Sachsen, das Drachenbild schon im Felde führten, als sie noch mit den Thüringern im Kampfe lagen. Hathagat, so heisst es, „ergriff das Feldzeichen, das bei den Sachsen für heilig gehalten wird und mit dem Bilde des Löwen und Drachen und eines darüber fliegenden Adlers geziert ist, um den Werth der Tapferkeit und Klugheit und ähnlicher Tugenden zu zeigen“. Gleichwie der Adler, waren also auch Löwe und Drache in Norddeutschland schon in

ältesten Zeiten wohlbekannt. Aber in noch viel früherer, als Widukinds Zeit, erscheint der Drache in den Feldzeichen der Sueven Quaden Markomannen und Dazier: das Bildwerk der Antonins- und Trajanssäule besagt es. Ebenso finden wir das Drachenbild an den Vordersteven aufgegrabener Wikingerschiffe. Was aber kann zu diesen Sagen und Heerzeichen Anlass gegeben haben? Doch nur dunkle Ueberlieferungen von ungeheuren urweltlichen Thieren, die mit Schlangenleib Schuppenpanzer Dunstrachen Klauen und Schweif den untergegangenen Sauriern angehörten, deren Fusstapfen wir noch im Gesteine abgedruckt finden. Das Beowulflied, das zwar in angelsächsischer Sprache niedergeschrieben, aber von den Angeln unzweifelhaft schon aus Deutschland mitgebracht worden, spiegelt uns uralte deutsche Sitten und Vorstellungen ab. Es ist ganz voll von Drachengeschichten. Man lese folgende Stelle, die nach der schlichttreuen Uebersetzung von Moriz Heyne mitzutheilen gestattet sei. Der Held reitet über das dunkle Moor, bahnt sich einen Weg durch das felsige Küstengestade, und schreitet von Wenigen begleitet zum Meere,

die Gegend zu erforschen, bis er plötzlich
dahin gelangte, wo des Bergwalds Bäume
hinüber hingen über graue Felsen,
ein schauervoll Gehölz: tief unten stand
die See vom Blute trüb... Das Horn ertönte
in Kampfesweisen. Nieder sass die Schaar,
sie sahen längs des Wassers viel Gewürm,
Seedrachen, ungeheure, schwimmend streifen, —
in dem Geklüft der Felsen Nische liegen,
die oft zur Frühzeit bringen bösen Weg
den Schiffenden, — Gethier und Ungeheuer:
die stürzten giftig und erzürnt hinweg,
sobald den Klang des Hornes sie vernommen.
Der Gothen Herzog endete das Dasein,
die Wogenfreuden eines mit dem Bogen,

er schnellte ihm den harten Pfeil in's Herz,
das Schwimmen musst er lassen mit dem Leben.
Mit scharfen Eberspiessen in den Wogen
gefasst ward er im Todeskampfe hin
an's Land geschleift, der wunderbare Schwimmer,
die Männer sahn den grausenhaften Fremdling.

Wäre diese so anschauliche Schilderung möglich gewesen ohne eine ebenso bestimmte und anschauliche Ueberlieferung? Wie tief die Drachensage in unserem Volke Wurzel schlug, zeigt sich nicht bloss in den Wasserspeiern am Dach unserer mittelalterlichen Dome, sondern noch heutzutage an Bauernhäusern in weithin sichtbaren Ausläufern von Tragbalken. In den ältesten Feldzeichen und Sagen hat der Drache aber keine Flügel: diese setzte ihm erst die Kirche an, als sie das Unthier zum Bilde des bösen, rasch allhin stürmenden bösen Prinzips erkor. Wo aber lagen jene sumpfigen verwachsenen Urwälder, jene einsamen, am Uferand von Riesenbäumen überhangenen Meerbuchten? Lagen sie in den Niederungen, die zuletzt vom Meere verlassen worden, aus denen ein grosser Theil von Norddeutschland und den angrenzenden slavischen Gegenden bestand, oder fanden die Kämpfe mit den Drachen auf asiatischen Gebirgen und Hochebenen statt? Nur die erstere Annahme stimmt zur Bildungsgeschichte der Erdrinde.

III.

Erwägt man die Reihe der Vermuthungen, welche gegen die asiatische und für die mitteleuropäische Herkunft sprechen, und hält mit diesen Vermuthungen zusammen, was nahezu als Beweis gelten darf: so ist zwar über das, was im Dunkel vorgeschichtlicher Zeiten geschehen, noch keine untrügliche Gewissheit vorhanden, wohl aber ergibt sich für die Annahme, dass unsers Welttheils Herzmitte selbst Ursitz und Ausgangspunkt der indogermanischen Völker gewesen, eine

viel grössere Wahrscheinlichkeit, als für die Meinung, sie seien vom Südosten Asiens hergekommen. Die überzeugende Kraft der europäischen Hypothese beruht offenbar auch darin, dass keine durchgreifende Thatsache bekannt ist, welche sich nicht mit ihr vereinigen liesse, während so manche Bedenken die entgegengesetzte Annahme entkräften. Das gilt insbesondere auch in Bezug auf Verwandtschaft und nachbarliches Verhältniss der indogermanischen Völker. Jene viel grössere Wahrscheinlichkeit könnte also nur vor neuen unumstösslichen Beweisen verschwinden, wie sie erst noch zu erforschen.

Gewiss ist die Sprache nicht das einzige Kennzeichen der Abstammung eines Volkes, sondern ebenso wesentlich spricht dabei mit sein körperlicher und geistiger Charakter und was daraus in Recht und Religion, in Staat und Sitte sich entwickelte. Wohl aber bleibt die Sprache uraltes Erbgut, das von des Geschlechtes Ursprung und Geschichte Zeugniss gibt. Je mehr Gleichartiges zwei Völker in ihrer Sprache haben, desto inniger waren sie in der Urzeit mit einander verwachsen, oder desto mehr hat das eine vom andern empfangen. Jene innerliche Verwandtschaft findet ihren Ausdruck in Wurzelwörtern, im Organismus, in Geist und Klang der Sprache. Spätere Einwirkung bekundet sich vornehmlich durch die Menge und Bedeutung der Lehnwörter.

So besteht zwischen Griechen und Italern eine nähere Sprachverwandtschaft, als zwischen Beiden und den Kelten Germanen Slaven und Letten. Stärker giebt sie sich kund zwischen Italern Illyriern Griechen Iraniern und Indern, und noch mehr ausgeprägt zwischen den beiden Letzteren und zwar so sehr, dass die alte Zend- mit der ältesten Vedasprache beinahe eins ist. Wir schliessen daraus, dass diese fünf Stämme von den andern getrennt eine Zeit lang zusammensassen oder wanderten, dann die Italier zuerst sich abzweigten, darauf die vier andern länger mit einander verkehrten, und schliesslich

nur die beiden Letzten die Weiterwanderung gemeinsam fortsetzten, bis auch sie im fernen Osten sich trennten und die am meisten vorgedrungenen Inder im Gangesland sich in Farbe und Körpergestalt, in Phantasie und politischer Denkungsart am weitesten von der ursprünglichen Stammesnatur entfernten.

Die Germanen aber lebten, nach der Sprachverwandtschaft zu schliessen, noch lange Zeit verwachsen auf der einen Seite mit Kelten, auf der andern mit Slaven und Letten, und zwar musste ihre Gemeinschaft mit den beiden Letzteren noch fort dauern, als die Kelten sich bereits von ihnen abgesondert hatten. Denn mit der Sprache der Slaven und Letten hat die der Germanen nähere Verwandtschaft, als mit der keltischen. Insbesondere zeigt sich das in der viel grösseren Menge gemeinsamer Ausdrücke für Gegenstände des Ackerbaues, der Viehzucht, des Mineralreichs. Findet sich doch auch die germanische Form und Technik der Steingeräthe wieder in allen Landen der Slaven Finnen und Lappen.

Es treten aber in Deutschland noch andere Hinweise hinzu. Soweit jetzt alte Gräber aus den Zeiten vor und nach der Völkerwanderung auf deutschem Gebiete geöffnet sind, fand sich noch längst nicht die Hälfte Langschädel darin, die viel grössere Hälfte ist kurzschädelig, und zwar zeigen sich die Langschädel immer weniger, je weiter man nach dem Süden vorschreitet. Ganz dasselbe Ergebniss liefern die Zählungen und Messungen, welche Kollmann, Joh. Ranke, Virchow und Andere an deutschen Schulkindern angestellt haben. Nirgends in Deutschland giebt es noch eine Mehrheit von blonden Langköpfen, wie in Schweden. Auf der Linie zwischen Helsingborg und Genf nehmen Schwarzhaar und Breitschädel nach dem Süden hin beständig zu. Auf unserer Ostseite aber steht das Verhältniss noch weniger zu Gunsten blonder Langschädel. Zieht man eine

Linie von Hamburg nach Triest, so lässt sich östlich derselben kaum mehr von Zu- oder Abnahme der Schwarzhäarigen und Breitschädelligen reden: der germanische Typus befindet sich aller Orten in der Minderheit. Die slavischen Forscher nehmen mehr und mehr deutsches Land als ihr ehemaliges Volksgebiet in Anspruch und weisen darauf hin, bis wie weit die slavischen Ortsnamen in Deutschland hinein sich finden, und wieviel Blondköpfe mit wenn nicht schön blauen, doch wenigstens grauen Augen bei den Slaven.

Diese Thatsachen sind zweifellos, und es sei noch eine andere beigefügt. Gleichwie in alten Familien durch einen unerklärlichen Vorgang plötzlich in einem jungen Spross Gestalt und Natur irgend eines Urahnen auftritt, so blickt uns hier und da mitten in Deutschland ein unverkennbar halbmongolisches Gesicht an, und könnten wir in diesem oder jenem Thalwinkel, so lange die Leute nicht sprechen, beinahe wähnen, unter den Rundgesichtern Irlands oder der Bretagne zu sein.

Wie ist das Alles zu erklären? Woher kommen insbesondere die Ortsnamen keltischer und slavischer Herkunft nach Deutschland? Der Schluss liegt nahe: es wohnten dort früher Kelten oder Slaven, und die deutschen Eroberer mussten die einheimischen Namen der Flüsse Berge und Seen wie der Ortschaften annehmen, wenn sie darüber mit dem Volke, unter welchem sie sich niederliessen, sich verständigen wollten.

Vielleicht gibt es noch eine andere Erklärung. Strabo, der unter Augustus lebte, schien es, dass Kelten und Germanen in Gestalt Sitte und Lebensweise fast gänzlich übereinstimmten. Hätten römische oder griechische Schriftsteller damals sich darauf eingelassen, Slaven und Germanen schärfer zu beobachten, so würden sie auch zwischen diesen beiden in den Hauptsachen so viel Gemeinsames gefunden haben,

dass sie sich gefragt hätten, wo hört hier das eine Volk auf, und wo fängt das andere an?

Wie entstand überhaupt mitten in der Gleichartigkeit des indogermanischen Urvolks eine Abartung? Wie konnten sich so viele verschiedene Völker daraus hervorbilden und ab- und ausscheiden? — Diese Frage zu beantworten sind wir zur Zeit noch auf Vermuthungen angewiesen.

Alles was lebt und sich bewegt, hat ein Streben, sich auszugliedern und in dem Einheitlichen ein Mannigfaltiges zu werden. Sobald ein Glied sich hervorbildet, wächst auch mit ihm der Trieb, sich im Kleinen eigenartig zu gestalten, während es zugleich vom organischen Gesetz des Ganzen sich nicht loslösen kann.

So hat in einer Familie jedes Kind seine besonderen Eigenheiten im Gesicht und Körper, in Gang und Geberde und Charakter, in Fähigkeiten und Richtung thätig zu werden. Auch in der Sprache offenbart sich von früh an nicht bloss bei jedem Kinde etwas Eigenes in Klang und Tonfall, sondern auch in Laut- und Wortbildung, was nur die Erziehung allmählig mit der allgemeinen Gewöhnung in Uebereinstimmung bringt. So gab es auch von Anfang an in jedem Volke Ansätze zu verschiedenen Mund- wie verschiedenen Menschenarten. Gleichwie in einer Familie schöne und talentvolle Kinder aufwachsen neben minder begabten, gleichwie von Brüdern und Schwestern die Einen muthig und kraftvoll, die Andern furchtsam und geduldig sind, so gab es vorzüglichere Geschlechter und Gemeinden mitten unter anderen. Die Vorzüglicheren gewannen grössere Geltung, und die minder gut Ausgestatteten nahmen von Jenen Art und Sitte an. Wellenförmig verbreiteten sich deren Einflüsse rings um sie her, bald in schwächerer bald in stärkerer Woge.

Wie nun die weitere Unter- und Abscheidung in allem Einzelnen vor sich ging, entzieht sich, wie gesagt, unserer

Einsicht: wahrscheinlich wirkten zwei Ursachen wesentlich mit, die Mischung mit einer anderen Rasse und die Verschiedenheit der Landesnatur.

Es ist kaum zu bezweifeln, dass ganz Europa früher von Völkern niederer Art, die der finnischen, turanischen, mongolischen verwandt, bewohnt gewesen. Bewahrt doch die Sprache der Finnen und Lappen noch heutzutage die indogermanischen Eindrücke. Vor dieser Rasse aber war unser Erdtheil wohl von einer anderen noch minder vollkommenen, wie vor dieser von einer noch niedrigeren bewohnt. Und so eröffnet sich eine Tiefsicht in immer rohere und ärmlichere Kreise, aus denen sich beständig vorzüglichere Geschlechter an den Schultern der andern und über dieselben emporhoben. Diese Stärkeren vermehrten und verbreiteten sich rascher, indem sie schwächere Nachbarn unterjochten und deren beste Männer todtzuschlugen, die Anderen zu ihren Knechten machten und die schönsten Weiber zu sich nahmen, und auf solche Weise dem Lande in immer weiteren Kreisen von ihrem Wesen mittheilten. Sie selbst aber nahmen, was nicht ausbleiben konnte, mehr oder weniger von der Unterjochten Wesen Kultur und Sprache an, und die Dichtigkeit dieser Mischung, in welcher gewöhnlich selbst wieder eine Abminderung der Eigenschaften der Sieger lag, bestimmte auch fortan deren grössere oder geringere Tüchtigkeit.

Zur stärkeren oder minderen Kraft aber der Arme wie des Charakters kam die höhere oder schwächere Gunst der Landschaft hinzu. Es war ein grosser Unterschied, ob ein reiner oder nebliger Himmel über den Häuptern stand, ob erfrischende Wald- und Seeluft Brust und Seele stärkten, oder erdige Sumpfluft sie bedrückte, ob der Boden leicht nährte und der Schlawheit Raum liess oder ob er Arbeit Fleiss und Nachdenken verlangte. Wie sehr die Landschaft auf Völkerbildung einwirkt, davon gibt das ganze atlantische Küstenland Europa's ein merkwürdiges Beispiel. Wo immer

sich Halbinseln in's Meer strecken, da erwuchs aus Ureinwohnern und Zuwanderern eine Volksart, die sich eigenthümlich von den Bewohnern ihres grossen Hinterlandes unterscheidet: so im spanischen Galizien, in der Bretagne, der Normandie, den drei friesischen Halbinseln, in Jütland, Kurland, Esthland, Finnland.

So mögen nun in dem Gebiete, welches von der Loire im Westen, der Weichsel im Osten, der Nordsee Eider und Ostsee im Norden, endlich der Alpenlinie begränzt wird, die Indogermanen sich in Urzeiten im Ganzen gleichartig, im Einzelnen mit allerlei Verschiedenheiten verbreitet haben. Aller Orten ertönten die Urlaute zu ihren jetzigen Sprachen und vielleicht noch zu andern, die untergegangen. Im Zusammenwirken der vorgedachten drei Ursachen, — der Naturanlage, der Volksmischung, der Landesnatur, — bildete sich anfangs kaum merklich, nach und nach deutlicher im Südosten etwas wie griechisch-indische Volksart, etwas wie slavisch-lettische im Nordosten, etwas wie keltische im Westen, in der Mitte etwas wie germanische. So waren in den polnisch-lithauisch-russischen Ebenen die einförmige und ungedeihliche Landesnatur, vornehmlich aber die turanische Beimischung, welche dort die Indogermanen viel stärker, als auf deutschem Boden, erfuhren, die beiden Ursachen, weshalb in den Slaven ein andersartiges Volk entstand, oder, wie der fachmännische Ausdruck lautet, die Slaven sich differenzirten.

Von der germanischen Mitte, wo kräftigere Leute wohnten, erfolgte, wie es scheint, von Zeit zu Zeit ein Drang und Druck, der sich über das ganze Gebiet fortpflanzte und zur Folge hatte, dass die Völkerschaften in den umliegenden Ländern in ihrer Sonderart sich verdichteten, und endlich, von eigener Wissbegier und Abenteuerlust, vielleicht auch durch Nahrungsmangel getrieben, fortzogen.

Zuerst war es die griechisch-indische Gruppe, die sich in die mittleren und unteren Donaulande vorschob. Wo

Theiss Drau Sau und die Balkanflüsse einmünden, hat vielleicht eine Dreitheilung Statt gefunden.

Die Einen zogen das offene Thal zwischen den letztgenannten Flüssen hinauf und gelangten nach Italien, wo sie über die lombardische Ebene sich ergossen, wurden aber, wie es scheint, später von nachdrängenden Schaaren weiter und weiter die Halbinsel hinabgeschoben und verschmolzen dort mit den Ureinwohnern zu neuen Völkerschaften.

Die zweite Gruppe drang an den Strömen der Bosna, Drina oder Morawa hinauf in die Verzweigungen des Balkans und blieb im rauhen Berglande unter allen Indogermanen am meisten unentwickelt sitzen, am wenigsten berührt von der Kultur anderer Völker. Zu dieser illyrischen Gruppe gehörten im Alterthum auch die Epiroten Mazedonier und Thraken, wie heutzutage Albanesen und Montenegriner.

Die aber von ihnen über die Bergpässe hinunter an's Meer gelangten, hatten den Vortheil des herrlichen vielgestaltigen Landes, in welches von allen Seiten das Meer hinein buchtet und spiegelt, und den noch grösseren Vortheil, dass sie den semitischen Kulturvölkern am nächsten wohnten, am frühesten von ihnen Bildungszufüsse aufnahmen. Bei ihnen konnte die edle griechische Kulturblüthe gedeihen, während die Italer, im schönen Lande des Apennins, zwar ähnlich wie die Griechen sich entwickelten, jedoch langsamer und dürftiger.

Die dritte Masse verbreitete sich an der unteren Donau und rings um das schwarze Meer und führte die Namen Gothen oder Geten oder Skythen, auch Massa-Geten, Alanen, Sarmaten.

Immer weiter schoben sich die Spitzen der Wanderung nach Osten: Alles zog mit, was sich unbefriedigt fühlte in dem Steppenlande im Norden des schwarzen Meeres, wo nur der kurze Frühling lieblich, jede andere Jahreszeit menschenfeindlich ist. Der Gebirgsstock des europäischen Kaukasus

wurde umwandert, jedoch nicht ohne dass Eroberer die fruchtbaren Thalgelände emporstiegen. Längs der langen Bergkette in Vorderasien ging dann der Völkerzug weiter, häufig blieben im Gebirge Theile hängen, man erkennt die indogermanischen Spuren in Sprache und Charakter Körperbau und Lebensart der Osseten Armenier Kurden Perser Tadschiks Afghanen und Belutschen. Der äusserste Kernstamm gelangte durch das Kabulthal in das Fünfstromland des Indus, wo er, wahrscheinlich durch eine sehr schwache Uebervölkerung nicht gehindert, sich in seinem indogermanischen Charakter ausleben konnte, bis er in den Gangesländern und noch südlicher eine herbe Umbildung erfuhr.

Von den Indogermanen aber, die in ihren alten Sitzen beharrten, ging wahrscheinlich die älteste Auswanderung über die dänischen Inseln nach dem südlichen Schweden und verbreitete sich allmählig über die skandinavische Halbinsel, während die Urbevölkerung, die in dem grossentheils armen Lande nur dünn verbreitet sein konnte, sich nach Jütland und in die entlegenen Thäler des Nordlandes zurückzog. In Skandinavien waren die Eroberer fern von den Welthändeln, fern von Zuströmungen, es sei denn von Deutschland her: deshalb konnten sie dort ihre germanische Eigenart, die ohnehin von vornherein am wenigsten mit anderen Rassen gemischt war, auch am reinsten festhalten.

Die Kelten dagegen, gedrängt und umzingelt von den mehr und mehr ihre Kraft fühlenden Germanen, verloren sich nach und nach in Süddeutschland, zogen sich in die Alpenthäler zurück, gelangten auch in einzelnen Schaaren über die Gebirgsjoche nach Italien, fanden aber ihr eigentliches Verbreitungsgebiet in Gallien Spanien und Brittannien. Die Ureinwohner gingen überall in Kelten auf: als Beispiele jedoch, wie einzelne zusammengedrückte Reste der Ureinwohner wohl ihrer Besieger Kultur, nur nicht deren Sprache annahmen, sind die Ligurer des Alterthums und

noch in der Gegenwart die Iberer in Spanien und die Walliser in England zu bezeichnen, während die Wallonen wohl ihre Sprache, aber nicht ihre Eigenart aufgegeben haben.

In Deutschland wurde auch im Süden der Westhälfte die keltische Art von der germanischen so zu sagen vollständig aufgesogen. Die Durchforschung jedoch und die statistische Zusammenstellung und Vergleichung des Befundes, welchen alte Gräber und Beobachtung der Lebenden liefern, ist noch nicht abgeschlossen. Dürfen wir nach den jetzigen Ergebnissen, — zu denen natürlich die spätere Völkerwanderung nicht wenig beigetragen, — Schlüsse machen, so lassen sich ungefähr folgende ethnographische Gebiete für Deutschland feststellen.

Im Flussgebiet des Rheins und der Weser, jedoch nur bis zur Schelde und Demer, der Lahn und dem mitteldeutschen Waldgebirgszug wohnten von jeher bis heutzutage die meisten Menschen von rein germanischer Bildung, nämlich Leute mit Langschädeln, blondem Haar, blauen Augen und weissröthlicher Hautfarbe. Südlich der bezeichneten Gränzlinie, also im Main- und Donau-Gebiet mischte sich die germanische Eigenart mit einer andern, welche am meisten der keltischen verwandt. Westlich von diesen beiden Theilen der deutschen Westhälfte enthält das französische Land bis zur Loire- und Alpenlinie vorwiegend germanische Bestandtheile. In den südlicheren Gegenden sind die Reste germanischer Eigenart mehr und mehr überwuchert, jedoch nirgends so vollständig wie in der Gascogne, während sich an der oberen Saone, am Isère und Po das Germanische kräftiger bemerklich macht. Im Elbe- Oder- und Weichselgebiet, also in der ganzen Osthälfte Deutschlands blickt, wie gesagt, von slavischer Eigenart fast aller Orten etwas durch.

Selbstverständlich ist nun die Mischung in einigen Gegenden stärker, in anderen schwächer gewesen, je nachdem fremde Einwanderung oder der Stock keltischer oder ger-

manischer oder slavischer Art stärker oder schwächer war. Auch in ganz Deutschland ist jetzt, — selbst in Westfalen Friesland und Holstein, — kein einziger Landstrich mehr, dessen Bewohner bloss den rein germanischen Charakter im körperlichen wie im geistigen Wesen aufweisen könnten.

Unter seinen Merkmalen darf man mehr, als gewöhnlich geschieht, auf den seelenvollen und rasch wechselnden Ausdruck im Antlitz Gewicht legen. Nicht bloss inneres Vernehmen und Empfinden geht bei Leuten germanischer Art viel leichter und häufiger vor sich, sondern es zeigt sich auch blitzschnell in den Augen und Gesichtszügen. Wo immer man die deutsche Ostgränze überschreitet, erscheint die Bevölkerung ein wenig schwärzlicher, nicht bloss, weil sie im Aeusseren etwas unsauberer oder lumpiger ist, sondern auch die Gesichter sind minder hell belebt. Auf westlicher Reise macht sich die Zunahme des Dunkeln und Starren erst bemerklich, wenn man in die Nähe der Pyrenäen kommt, — im Süden erst im neapolitanischen Gebirge, — in England und Dänemark nirgends, — in Skandinavien bei den Lappen. Auf seinen Reisen hat der Verfasser bei Arabern Berbern und Spaniern, Magyaren Bulgaren und Finnen, Hindus und Chinesen stets dieselbe Bemerkung gemacht. Je eintöniger das geistige Leben, um so starrer die Gesichtszüge, bis sie zuletzt die eherne Unbeweglichkeit des Negers und des Wilden annehmen. Merkwürdig genug ist die gleiche Thatsache in ihrer Abstufung auch bei Indianern, Mulatten, Mestizen, Zambos, spanischen, dann französischen Kreolen, dann bei Amerikanern überhaupt wahrzunehmen.

Breit und gross ziehen sich die Folgen dieser uralten Vorgänge und Verhältnisse durch Deutschlands Geschichte und Gegenwart.

Wir können die Reiselust, welche den Deutschen einmal im Blute steckt, nicht von Eindrücken herleiten, welche eine tausendjährige Wanderschaft in unseren Vorältern zurück-

gelassen hätte. Gleichwohl ist Wanderlust und Wagemuth ebenso sehr ein Theil der vielgestaltigen Natur des Deutschen geworden, als das vorsichtige, breite, ruhig sesshafte Wesen. Denn von den Germanen gingen schon seit frühester Zeit viele Völkerzüge aus, und so sehr der deutsche Rest, zwischen all' den Andern eingekeilt, sich gewöhnen musste, beharrlich seine uralten Wohnsitze zu vertheiligen, ist es ihm doch zur anderen Natur geworden, nach allen Richtungen von Zeit zu Zeit sich zu dehnen und fühlbar zu machen, sei es in allerlei Anregungen sei es in Auswandererschaaren. Das bekundet nicht nur die Völkerwanderung allein, sondern auch im ganzen Mittelalter dauerte die Ausströmung nach dem slavischen Osten fort, und in der Gegenwart stellt Deutschland verhältnissmässig noch immer die meisten Ansiedler für die Fremde, sei es für England, Skandinavien und die romanischen Länder, sei es für Russland, Ungarn, die Donaulande und den Orient, sei es über See nach Amerika, Kapland und Australien.

Weil aber der Deutsche mit so vielen Völkern verwachsen gewesen, fühlt er sich jedem unter ihnen innerlich verwandt. Von eines Jeden innerstem Wesen schlägt eine Ader in seiner Brust. Daher seine weiche Empfänglichkeit für ihre Ideen wie für ihre Leiden und Freuden. Gibt er sich leicht nach allen Seiten aus, nimmt er selbst auch von allen Seiten ein. Jedoch walten diese inneren Beziehungen nur zwischen ihm und seinen indogermanischen Brüdern. Seine Seele verklärt sich im griechischen Schönheitsideal, er begreift die mathematische Staats- und Rechtsordnung der Römer, es lächelt ihn an der Franzosen feine Geselligkeit, ja er kann schwärmen mit des Inders riesigen Phantasiegebilden, mitfühlen mit des Slaven derber Brüderlichkeit und mit des Iren warmherzigem Dusel: aber er fühlt sich fremdartig angeweht vom allzersetzenden Handelsgeist des Semiten und stösst zurück die Despotenfaust des Magyaren und Türken.

In dieser Allerweltsnatur aber liegt auch die Ursache der inneren Schwäche des Deutschen. Unter den bedeutenden Völkern besitzt gerade er das weichste Nationalgefühl, und allem, was er schafft, sei es im Staats- und Rechtswesen oder in Kunst und Poesie, fehlt gar leicht der rechte Kern und die feste Form und Haltung. Deshalb bedarf von den Nachkommen europäischer Indogermanen Keiner mehr der äusseren Zucht und Schulung, als der Deutsche bei all' seiner Willenskraft und unerschöpflichen Ideenfülle.

Herr v. Hefner-Alteneck machte Mittheilungen über das Grabdenkmal des Augsburger Patriziers Claus Hofmair.
